

Realist erscheint in unseren Überlegungen als jemand, der die Realität, die ja eine Praxis ist, von seiner Theorie abkoppelt, und der subjektive Idealist als jemand, der ganz in der Praxis aufgeht, ohne einen Gedanken an die Theorie zu verschwenden. Zwar kann der Dummettsche Intuitionist die Verselbständigung der Theorie bzw. der Praxis vermeiden; aber wie er dies tut, ist unbefriedigend. Für ihn ist, wie wir gesehen haben (oben S. 63), die Praxis des Bedeutungslehrens und -lernens der Rechtfertigungsgrund für seine Bedeutungstheorie; aber umgekehrt ist diese Theorie auch die Rechtfertigungsinstanz für die Praxis. »There is here a complex interplay between semantic theory and intuitive practice«, heißt es in »The Justification of Deduction« von 1973; und weiter: »A semantics which can be shown not to justify a form of inference which is in standard use in ordinary discourse, or to justify one which we should unhesitatingly reject, is, by that fact, subject to criticism [...]« (S. 310) Befriedigend wäre jedoch erst eine Theorie, die es sich erlauben könnte, die sprachliche Praxis unvoreingenommen zu kritisieren. Voraussetzung für eine solche kritische Theorie ist allerdings, daß sie weder zur Rechtfertigung einer bestehenden Praxis aufgestellt noch durch die Berufung auf diese Praxis gerechtfertigt wird. Der Vorwurf, zur Kritik unseres Sprachgebrauchs unfähig zu sein, den Dummett – zu Recht oder Unrecht kann hier dahingestellt bleiben – gegen den Holismus erhebt (SS. 218–220), kann deshalb auch gegen seine eigene intuitionistische Bedeutungstheorie erhoben werden.

Bertram Kienzle (Heidelberg)

Die sprachanalytische Philosophie auf dem Rückweg zur Metaphysik, beobachtet in neueren Untersuchungen zur Logik der Modalitäten

- SAUL KRIPKE: *Identity and Necessity*, in: Milton K. Munitz (Hrsg.), *Identity and Individuation*. New York 1971. Zitiert nach dem Wiederabdruck in: Stephen P. Schwartz (Hrsg.): *Naming, Necessity and Natural Kinds*. New York 1977, Cornell University Press, 277 S., in der Kurzform: Kripke, *Identity*.
- DERS.: *Naming and Necessity*, in: Donald Davidson, Gilbert Harman (Hrsg.): *Semantics of Natural Language*, Dordrecht 1972, Reidel, 769 S. Zitiert als: Kripke, *Naming**.

* Inzwischen auch als Separatdruck erschienen: Oxford 1979, Basil Blackwell.

- ALVIN PLANTINGA: *The Nature of Necessity*. Oxford 1974, Oxford University Press, 255 S. Zitiert als: Plantinga.
- NICHOLAS RESCHER: *A Theory of Possibility. A Constructivistic and Conceptualistic Account of Possible Individuals and Possible Worlds*. Oxford 1975, Blackwell, 247 S. Zitiert als: Rescher.
- LEONARD LINSKY: *Names and Descriptions*. Chicago 1977, University of Chicago Press, 184 S. Zitiert als: Linsky**.

Metaphysik stellt sich die Aufgabe, einen Wissensbereich zu erforschen, der jenseits des Alltagswissens und der Einzelwissenschaft liegt. Dennoch und gerade darum ergeben sich in ihm entscheidende Fragen über die Beschaffenheit von Mensch und Welt. Solche Versuche wurden zu Beginn dieses Jahrhunderts durch Kritik an der Logik ihrer Sprache radikal in Frage gestellt. Die darauf folgende philosophische Analyse der Alltagssprache wandte sich zwar gegen die Einseitigkeit der logischen Sprachkritik, teilte jedoch deren Mißtrauen gegenüber metaphysischen Konstruktionen zur Erfassung eines Wissens jenseits alltäglicher und einzelwissenschaftlicher Erkenntnis. Inzwischen haben sich die Fronten verwischt. In diesem Literaturbericht will ich das für einen gegenwärtig zentralen Bereich der sprachanalytischen Philosophie darstellen, für die Untersuchung der Modalitäten. Die Entwicklung reicht von der völligen Ausklammerung solcher Probleme bis zu ihrer Analyse mit einem wieder aufgegriffenen metaphysischen Vokabular. Zu Beginn ist also die Metaphysikkritik in Erinnerung zu rufen, am Ende frage ich, was die Rückkehr zur metaphysischen Sprechweise bringt. Dazwischen ist, gestützt auf eine Auswahl von Veröffentlichungen zur Logik der Modalitäten, darzustellen, aus welchen Gründen und mit welchen Mitteln sich die sprachanalytische Philosophie dieser Thematik wieder näherte, und was sie dazu zu sagen hat.

Die Einwände Freges, Russells, Wittgensteins und Carnaps gegen die Metaphysik basierten auf einem logisch-syntaktischen Sprachkonzept, das sich aus der Kritik an Idealismus und Psychologismus, aber auch aus dem Versuch einer neuen Grundlegung der Mathematik ergeben hatte und den Anspruch erhob, die Grenzen vernünftiger wissenschaftlicher Fragestellungen angeben zu können. Die Orientierung an der Mathematik sowie an der kontextlosen Wahrheit/Falschheit von Aussagesätzen waren der Grund für die Konstruktion der Sprache als eines extensionalen Phänomens: einer Menge elementarer und zusammengesetzter Ausdrücke, deren Wahrheit ausschließlich von der Bewertung ihrer Grundaussprüche und den Gesetzen ihrer weiteren Verknüpfung abhängt. Sätze mit komplexer Struktur sollten auf das einfache Muster reduziert

** Die angegebenen Titel sind Arbeiten, auf denen dieser Überblick beruht. Da ich keine Sammelrezension, sondern eine Einführung in die Literatur zu einem bestimmten Themenkreis geben wollte, ist es keine Liste rezensierter Bücher. – Die Alexander von Humboldt-Stiftung Bonn Bad-Godesberg ermöglichte diesen Artikel durch ein Forschungstipendium.

werden. Im Programm dieses logischen Atomismus war für die Analyse von Möglichkeit und Notwendigkeit kein Platz, da man noch keine Mittel sah, sich ihr auf dem Weg über Sprachanalyse zu nähern. Möglichkeit wurde bestenfalls als Vorstadium des faktischen Urteils, Notwendigkeit als Eigenschaft analytischer Urteile angesetzt.

Diese Beschränkung begann zu stören, als man die Sprache der Wissenschaften näher analysieren wollte. Ein rigoroser Standpunkt wie im »Tractatus«, der als Konsequenz des Extensionalitätsprinzips keine Naturgesetze zugesteht, war dazu unbrauchbar. Carnap versuchte als erster, im Rückgriff auf Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung, die extensionale Syntax mit Hilfe einer intensionalen, nicht mehr einfach wahrheitsfunktionalen Semantik modallogisch auszuweiten¹. Die Schwierigkeiten erwiesen sich als beträchtlich. In modalen Kontexten können Ausdrücke für denselben »Gegenstand« im allgemeinen nicht ausgetauscht werden, ohne daß sich die Wahrheit des ganzen Satzes ändert: die Zahl Neun ist zwar notwendig größer als die Zahl Sieben, nicht aber die Anzahl der Planeten, auf die wir uns mit einem koreferentiellen Ausdruck beziehen. Auch das extensional gültige Prinzip der Existenzgeneralisierung läßt sich nicht übertragen: zwar ist es notwendig, daß die Neun größer als die Sieben ist, doch daraus läßt sich nicht analog zur extensionalen Prädikatenlogik schließen, daß es etwas gibt, das notwendig größer als die Sieben ist, denn dieses »etwas«, z. B. die Neun, kann genausogut als die Anzahl der Planeten angesprochen werden, wodurch der Modalsatz falsch wird.

Quine, der diese Einwände als erster formulierte², wies darauf hin, daß diese Schwierigkeiten sich nur durch die Hervorhebung von Wesenseigenschaften einzelner Dinge lösen lassen. Dieses Verfahren sei der Logik fremd, daher lehnte er quantifizierte Modallogik als Wiederbelebung eines aristotelischen Essentialismus ab. Die Gegenpartei stand vor der Aufgabe, die Möglichkeit einer formal einwandfreien Behandlung der Modaloperatoren zu zeigen und zu den Bedenken gegen den Essentialismus Stellung zu nehmen³. Dabei entstand im Anschluß an Kripkes modelltheoretische Interpretation der Modaloperatoren und an Arbeiten Kangers, Hintikkas, Montagues u. a. die »Semantik möglicher Welten«, der sprachphilosophische Rahmen der hier besprochenen Bücher (vgl. zu ihrer Entstehung Linsky 115 ff.)⁴.

¹ R. CARNAP: *Meaning and Necessity*, Chicago 1947; dt.: *Bedeutung und Notwendigkeit. Eine Studie zur Semantik und modalen Logik*, Wien 1972.

² W. V. O. QUINE: *From a Logical Point of View*, New York 1953, S. 139 ff. (Inzwischen deutsche Übersetzungen bei DTV).

³ Die Aufsatzsammlung L. Linsky (Hrsg.): *Reference and Modality*, Oxford 1971, bietet einen guten Überblick über diesen Streit.

⁴ KRIPKES Ansatz ist am leichtesten zugänglich in »*Semantical Considerations on Modal Logic*« in Linskys Sammelband S. 63 ff. HINTIKKAS frühe Aufsätze sind in *Models for Modalities*, Dordrecht 1969, gesammelt. KANGERS Beitrag »The Morning Star Paradox« erschien in *Theoria* 23 (1957), sein Buch *Provability in Logic* Stockholm 1957. MONTAGUES wichtigste Arbeiten finden sich in: R. Thomas (Hrsg.): *Formal Philosophy: Selected Papers of Richard Montague* New Haven 1974).

I. Methoden

a) Formale Voraussetzungen

Die Modelltheorie⁵ konstruiert und untersucht Interpretationen («Modelle») verschiedener formaler syntaktischer Systeme. Sätze der Aussagenlogik z. B. werden je nachdem, welche Wahrheitswerte die in ihnen enthaltenen Elementarsätze haben und nach welchen Regeln sie zusammengesetzt sind, mit «wahr» bzw. «falsch» bewertet. Zur Interpretation der Prädikatenlogik bedient man sich eines Individuenbereiches, aus dem man Individuenmengen bildet, die als Extensionen der Prädikatsausdrücke der betreffenden Sprache dienen: die Extension von «schwarz» ist die Menge aller schwarzen Gegenstände des Bereiches, über den gesprochen wird. Die Wahrheit eines einfachen Subjekt-Prädikatsatzes hängt davon ab, ob sich das Denotat des «Subjektausdruckes» in der Menge befindet, die dem «Prädikatsausdruck» zugeordnet wurde. Bei quantifizierten Sätzen ist ausschlaggebend, ob es ein solches Denotat gibt bzw. ob alle Gegenstände des Individuenbereiches eine gewisse Eigenschaft besitzen.

«Modelle» im bisher angedeuteten Sinn sind also Interpretationen von singulären Ausdrücken durch Individuen, Prädikaten durch Individuenmengen und Sätzen durch Wahrheitswerte, entsprechend der Interpretation ihrer Bestandteile und logischen Verknüpfungszeichen. Dieser Ansatz läßt sich verallgemeinern, indem man zusätzlich eine Menge «möglicher Welten», eine darin ausgezeichnete «wirkliche Welt» und eine Relation der «Zugänglichkeit» zwischen diesen «Welten» ansetzt. Jeder Satz kann nun hinsichtlich jeder solchen «Welt» interpretiert werden. Für die Semantik der Prädikatenlogik wird gefordert, daß jede «Welt» ihren eigenen Individuenbereich erhält, aus dem auf sie bezogene Extensionen der Prädikate definiert werden. Die Satzoperationen «möglich» und «notwendig» werden dann folgendermaßen gedeutet: daß ein Satz möglich sei, heißt, er ist in wenigstens einer von der «wirklichen Welt» aus zugänglichen «Welt» wahr. Notwendig dagegen ist er, wenn er in allen solchen «Welten» wahr ist. Diese Operatoren fungieren gewissermaßen als Quantoren über «mögliche Welten». (Eine Zusammenfassung der betreffenden Details gibt Linsky S. 130 ff.)

⁵ Zur Einführung in die Modelltheorie eignet sich: JANE BRIDGE: *An Introduction to First Order Model Theory*. Oxford 1977.

b) Semantik »möglicher Welten«

Kripkes Vorgehen erwies sich als äußerst suggestiv. Er hatte zunächst nur den semantischen Formalismus um eine Stufe erweitert, doch damit ließen sich weitreichende philosophische Assoziationen verbinden. Schon Leibniz, Wittgenstein und Carnap hatten versucht, Mengen von Sachverhalten als »Welten« anzusehen und mit ihrer Hilfe über die Summe des Gegebenen hinaus andere Möglichkeiten, wie die Welt sein könnte, in Blick zu bekommen⁶. Die modelltheoretische Präzisierung bietet solchen Bestrebungen ein logisches Fundament, auf das sie sich stützen, um in neue Gebiete der Sprachanalyse vorzudringen. Zwischen modallogischen Formalismen, ihrer intensionalen Semantik und deren Anwendung zur Interpretation der Alltagssprache entsteht auf diese Weise ein kontinuierlicher Zusammenhang. »Welt« kann als Bestandteil einer Modellstruktur, aber auch als Menge von Sachverhalten oder vorstellbarer Weltzustand aufgefaßt werden (vgl. Plantinga S. 44), »möglich« ist Satzoperator, aber auch Charakteristik dessen, was sein könnte. Der durch das Ineinandergreifen »reiner« und »angewandter« Semantik (vgl. Plantinga S. 126 ff.)⁷ entstehende Zusammenhang beginnt bei der modallogischen Syntax und reicht bis zur Metaphysik, deren Begriffe (»Individuum«, »Welt«, »Möglichkeit«, »Wesen«) plötzlich als Interpretamente logischer Strukturen auftauchen.

Die hier besprochene Literatur steht zwischen fachlogischen Abhandlungen und der Erneuerung von Metaphysik. Mit logischem Instrumentarium und unter Einbeziehung gewisser metaphysischer Vorstellungen versucht sie eine Aufklärung der modalen Aspekte natürlicher Sprachen. Das ist ihr Zugang zum philosophischen Problem von Möglichkeit und Wirklichkeit. Die Methode dieser Bücher ist daher vom traditionellen Philosophieren her gesehen befremdlich. Formeln und Ableitungen sollen die Logik sprachlicher Sachverhalte erfassen und müssen daher der Überprüfung durch einzelne (meist raffiniert konstruierte) Beispielsätze der natürlichen Sprache gewachsen sein. Dem formalen Instrumentarium steht ein unerschöpfliches Reservoir möglicher alltags-sprachlicher Sätze gegenüber, und die Theorie zielt darauf, mit einem möglichst einfachen Entwurf einen möglichst großen Ausschnitt gewöhnlicher Sprache in seiner Logik zu erfassen. Diesem Zweck dienen auch die Termini, bei deren Verwendung man gleich an Metaphysik denkt.

Wie kann man die Sonderstellung der Metaphysik jenseits von Alltagswissen und Einzelwissenschaft mit den Beobachtungen in dem genannten Kontinuum in Einklang bringen? Bleibt die Verwendung metaphysischer Termini innerhalb der logischen Sprachanalyse nicht reine Äquivokation? Ich werde die Position

⁶ CARNAP beruft sich in *Meaning and Necessity* auf Leibnizens »mögliche Welten« und die möglichen Sachverhalte in Wittgensteins Traktat als Vorläufer seiner semantischen Vorschläge (S. 9).

⁷ G. H. MERRILL nimmt in seinem ausgezeichneten Artikel »Formalization, Possible Worlds and the Foundation of Modal Logic« in: *Erkenntnis* 12 (1978), S. 305 ff. diesen methodischen Aspekt unter die Lupe.

einzelner Autoren innerhalb dieses Kontinuums und anschließend zu verschiedenen Schlüsselbegriffen behandeln. Dann lassen sich die Fragen schärfer stellen.

c) Die begriffliche Konstruktion möglicher Welten

Rescher betrachtet den neuen Apparat, den die Modelltheorie zur Verfügung stellt, mit einiger Skepsis. Er will seine »möglichen Individuen« und »möglichen Welten« nicht vorneweg durch logische Festlegungen erhalten, sondern aus einer Bestandsaufnahme des Wirklichen erst sukzessive zusammenstellen (Rescher S. 2 f.)⁸. Dahinter steht folgende Auffassung über den Zusammenhang von Alltagswissen, Wissenschaft, Logik und Metaphysik: In der natürlichen Sprache, mit der wir zunächst auch an die Wissenschaft herangehen, sind verschiedene logische Prinzipien und Einsichten über den Charakter der Modalitäten angelegt, z. B. daß wir zuerst das Wirkliche erforschen und dann daraus auf das Mögliche schließen. Es ist nun Aufgabe der Philosophie als konstruktiver Begriffsanalyse, diese Denkweisen zu präzisieren und sie in einem geordneten Zusammenhang als metaphysischen Entwurf unseres Wissenszusammenhangs darzustellen. Die Wirklichkeitserkenntnis spielt die tragende Rolle bei der Entfaltung der ontologischen Möglichkeiten (vgl. Rescher S. 6).

Nach diesem Programm wird ein Inventar bestehender Individuen sowie ihrer akzidentiellen und wesentlichen Eigenschaften aufgestellt (Rescher S. 10 ff., 22 ff.), aus dem man Wirklichkeitsvarianten und bloße Möglichkeiten konstruieren kann (Rescher S. 51). In Reschers Entwurf werden nicht zur Erklärung der Logik von Modalaussagen »mögliche Welten« herangezogen, nach ihm begründet umgekehrt die Ausarbeitung ihrer impliziten Logik die Einführung »möglicher Welten« als eines Hilfsmittels zur Erfassung der im Sprachgebrauch angelegten Metaphysik (Rescher S. 15, 123 f.). Man sollte nicht damit beginnen, daß »mögliche Welten« schon irgendwie bereitgestellt sind (Rescher S. 2, 77, 124 f.), sondern sie als Sammlung kompossibler Individuen (Rescher S. 77 ff.) durch Variation der bekannten Eigenschaften existierender Individuen herstellen (Rescher S. 42 ff., 73 ff.).

Reschers »Theorie der Möglichkeit« entsteht durch Formalisierung des metaphysischen Gehaltes im alltäglichen und wissenschaftlichen Umgang mit Modalitäten. Dieser Umgang selbst ist geschichtlich, darum kann sich der logisch-konstruktivistische Ansatz als Übersetzungsmニュアル für überlieferte philosophische Unterscheidungen ausgeben (Rescher S. 166) und die fundamentale Kontinuität innerhalb der philosophia perennis anerkennen (Rescher S. 214). Vor der Darstellung

⁸ Zu diesem Problem vgl. ROBERT STALNAKER: Possible Worlds in: *Nous* 10 (1976), S. 65 ff.

der Ergebnisse, zu welchen diese Übersetzungsarbeit gelangt, ist aber der weniger historisch orientierte sprachanalytisch-hermeneutische Ansatz zu skizzieren, der die meisten anderen Veröffentlichungen zu diesem Thema bestimmt.

d) Logisch orientierte Hermeneutik der Modalaussagen

Die Vermittlungsrolle zwischen Alltagsdenken und Wissenschaft, welche die logische Sprachkritik der Metaphysik abgesprochen hatte, nimmt sie – zur Analyse des natürlichen und wissenschaftlichen Sprachgebrauchs geworden – mittlerweile selbst in Anspruch. Ziel ist nicht mehr die einseitige Reduktion verschiedenartiger Sprachphänomene auf ihre logische Form, sondern auch umgekehrt die Entwicklung neuer logischer Modelle zur Erfassung der natürlichen Sprache. Das Spektrum, in dem die formale Semantik in philosophisch-linguistische Semantik und im weiteren in eine empirische Sozialwissenschaft übergeht⁹, läßt sich von beiden Seiten her durchlaufen. Eine typische Problemstellung darin ist etwa »The claim that ordinary proper names are rigid designators and are not abbreviations of conjunctions or clusters of descriptions . . .«¹⁰. Inhaltlich werde ich das im nächsten Punkt besprechen, zunächst ein Blick auf die Methodik.

Das Untersuchungsobjekt sind Eigennamen der natürlichen Sprache, als Hilfsmittel zur Untersuchung stehen logisch-sprachanalytische Begriffe zur Verfügung: Konjunktionen, Kennzeichnungen, »rigid designators«. Die philosophische Aufgabe besteht darin, über Gegebenheiten unserer Sprache mit solchen Mitteln geeignete Aussagen zu machen. Das kann man wie Linsky als Suche nach der logischen Form des Eigennamens (oder z. B. der Modalsätze) auffassen (Linsky S. XX, 48, 105, 111, 119), aber in dieser Betrachtung geht ein wichtiger Aspekt verloren, daß nämlich die »Behauptung«, von der im Zitat die Rede ist, auf einen empirischen Sachverhalt zielt, logische Mittel treten nur zu dessen Durchleuchtung auf. Worauf gründen solche Behauptungen, die ja keine deduzierten Sätze sind? Zur Antwort auf diese wissenschaftstheoretisch entscheidende Frage greift die Semantik »möglicher Welten« auf »Intuition« zurück.

Das Prinzip, die Einsichten eines idealisierten Durchschnittsprechers zum Maßstab für das Zutreffen theoretischer Konstruktionen zu machen, ist für die vorliegenden Bücher so selbstverständlich, daß es kaum eigens thematisiert wird. Jeder Vorschlag, wie die Logik einer untersuchten Wendung aufzufassen sei, wird davon abhängig gemacht,

⁹ H. PUTNAM hat diesen Übergang am eindringlichsten betont. Z. B. *Is Semantics possible? wiederabgedruckt in St. P. Schwartz (Hrsg.): Naming, Necessity and Natural Kinds*, New York 1977, S. 102 ff.

¹⁰ A. a. O., S. 24 (aus der Einleitung Schwartz').

daß er für bestimmte Fälle eine natürliche Deutung bietet, und die Widerlegung von Theorien geschieht durch die Angabe von Sätzen und Zusammenhängen, deren allgemein anerkannter Sinn von der betreffenden Theorie nicht richtig wiedergegeben werden kann. Darüber hinaus wird zur Bestätigung solcher Theorien angeführt, daß wir unter bestimmten Umständen so oder so reden *würden*. Die Grundgedanken dieses Verfahrens spricht Kripke in einer Nebenbemerkung aus, in der er sagt, seiner Meinung nach sei »intuitive content the most conclusive evidence on anything« (Kripke, Naming S. 265)¹¹. Die intuitive Gesicherheit einer Sprachtheorie kann aber nur darauf beruhen, daß sie die angemessene Auslegung eines sprachlichen Phänomens ist.

Die Untersuchungen, die Sprachformen im alltäglichen und wissenschaftlichen Bereich mit formalen Mitteln verständlich machen wollen, haben hermeneutischen Charakter. Ihr Verfahren widerspricht allerdings der bekannten Aufgabenteilung zwischen Logik und Hermeneutik. Die Grundannahme besteht darin, daß formale Theorien flexibel und natürliche Sprachen formal genug dazu sind, um Sprache durch Logik verstehen zu können. Das skizzierte Spektrum möglicher Methoden wird von der allgemeinen Überzeugung zusammengehalten, daß sich zur Untersuchung von Sprache am besten eine Mischung aus formalen Konstruktionen und empirischen Tests eignet. Als Entscheidungsinstanz fungiert das Sprachgefühl des natürlichen Sprechers. Und weil es für den gewöhnlichen Mann z. B. nicht unwichtig ist, daß man wesentliche und unwesentliche Eigenschaften unterscheiden kann (vgl. Kripke, Naming S. 265), ergibt sich auf diese Weise ein neuer Zugang zu metaphysischen Themen.

II. Inhalte

a) Konstante Bezeichnungen

Die Modalanalyse, um die es hier geht, stützt sich auf Kripkes Vorschlag, Eigennamen der natürlichen Sprache als »konstante Bezeichnungen« (»rigid designators«) aufzufassen. Sie seien nicht, wie Frege und Russell gemeint hätten (vgl. Kripke, Naming S. 257 ff., 292 ff., Linsky S. 19 ff.), abgekürzte Beschreibungen, sondern einfache Ausdrücke, mit denen wir in allen möglichen Situationen (»Welten«) dasselbe Ding bezeichnen wollen (vgl. Kripke, Identity S. 77, Kripke, Naming S. 270). Kripke stützt sich auf die Intuition, daß wir z. B. mit

¹¹ DAVID WIGGINS spricht in diesem Zusammenhang von »elucidations«. Identity, Necessity and Physicalism in: St. Körner (Hrsg.): *Philosophy of Logic*, Oxford 1976, S. 111.

dem Namen einer Person diese Person meinen, egal, ob sie sich in einer qualitativ beschreibbaren Weise verändert. Beschreibungen der Person könnten sich unter geänderten Umständen auf andere Personen beziehen, nicht aber ihr Name: der trifft sie überall, abgesehen vom Wechsel ihrer Eigenschaften. Diese Auffassung findet allgemeine Zustimmung. Rescher schließt sich an (S. 60 f.), Linsky akzeptiert Kripkes Ausgangspunkt (S. 67), Plantinga hat zwar etwas an seiner Ausdrucksweise auszusetzen, argumentiert aber in veränderter Terminologie mit derselben Einsicht (S. 80 f.)¹².

»Rigid designators« sind auf dieser Grundlage zu einem Kristallisationspunkt sehr verschiedenartiger Probleme geworden, die sich darin gleichen, daß sie mit Modalität zu tun haben und nach der Einführung konstanter Bezeichnungen in neuem Licht erscheinen. Zuerst die Frage nach dem Wesen eines Dinges. Plantingas Version der »rigid designators« ist: »a proper name expresses essence« (Plantinga S. 80)¹³. Es liegt ja nahe, konstante Bezeichnungen mit denjenigen Eigenschaften in Verbindung zu bringen, die ein Ding unter allen Umständen hat. So entsteht ein besonderer Zusammenhang zwischen »rigid designator« und »Wesen« (Punkt b). Daran knüpft sich eine Frage nach Identität: wie bleibt sich ein Ding trotz akzidenteller Veränderung gleich (Punkt c)? Einen weiteren Themenkreis eröffnet die Betrachtung der Namen für natürliche Gattungen als konstanter Bezeichnungen. Er umfaßt die Problematik von Identitätsurteilen und reicht mit seinen Auswirkungen bis zum Streit um den Dualismus »Körper – Geist« (Punkt d). Zuletzt ergibt sich wieder ein methodisches Problem, das auf die Überlegungen in der Einleitung und im ersten Teil zurückführt: »rigid designators« werden im Rahmen einer strikten Trennung von Metaphysik und Erkenntnistheorie eingeführt, es ist aber zweifelhaft, ob sich das durchhalten läßt (Punkt e).

b) Konstante Bezeichnungen und Wesen

Das Wesen eines Dinges ergibt sich durch die Eigenschaften, die es in jeder »möglichen Welt«, in der es auftritt, besitzen muß. Plantinga und Rescher verfolgen diesen von Quine und Kripke vorgezeichneten Weg¹⁴, wobei sich zeigt, daß die Vorstellung einer Menge konstanter Eigenschaften nicht vom Gebrauch konstanter Bezeichnungen für das Ding zu trennen ist. Für Plantinga besteht Wesen in der Summe jener Eigenschaften, die ein Ding in irgendeiner Welt ganz alleine hat und die

¹² Weitere Beispiele für die allgemeine Anerkennung der »rigid designators« bietet etwa die Aufsatzsammlung S. Blackburn (Hrsg.): *Meaning, Reference and Necessity*, Cambridge 1975, vgl. S. 76 ff., 88 f., 110, 115 ff.

¹³ R. BARCAN betrachtet konstante Bezeichnungen direkt als Bezeichnungen für Wesenseigenschaften, vgl. ihren Kommentar zu Wiggins' Referat in St. Körner (Hrsg.): *Philosophy of Logic*, S. 140 f.

¹⁴ W. V. O. QUINE: *The Ways of Paradox*, New York 1966, S. 156 ff.; KRIPKE, *Naming*, S. 266, 314. Vergleiche auch T. PARSONS »Essentialism and Quantified Modal Logic« in Linskys Sammelband S. 73 ff.

sich darum auch als Eigenschaften dieses Dinges in *jener* Welt auf alle *anderen* Welten übertragen. (Wenn in einer Welt nur Sokrates mit Xanthippe verheiratet ist, so gehört es generell zu seinem Wesen, daß er es in dieser Welt ist; Plantinga S. 60ff.) Rescher macht aus der Grundidee entsprechend seinem konstruktiven Ansatz etwas anderes. Auch er hält daran fest, daß es die Menge wesentlicher Eigenschaften für ein Individuum gibt (Rescher S. 15), lehnt aber Plantingas unbeschwert spekulatives Verfahren ab. Sein »pragmatisch-pluralistischer Essentialismus« (Rescher S. 22) läßt sich die Wesenseigenschaften von der wissenschaftlichen Untersuchung vorgeben (Rescher S. 34).

Dasselbe formale Paradigma, das Plantinga und Rescher in so diametral entgegengesetzter Weise behandeln, führt aber beide Male auf dieselbe Frage: wie wird das »Wesen« eines Dinges angesprochen? Wird es, da es aus Eigenschaften besteht, beschrieben oder, insofern sie konstant sind, durch »rigid designators« benannt? Hier wird die Funktion der konstanten Bezeichnungen etwas undurchsichtig, wie sich an zwei Kripke-Zitaten illustrieren läßt.

Die intuitive Basis zur Einführung der »rigid designators« war: »We can point to the *man* and ask what might have happened to *him* had events been different.« (Kripke, Naming S. 268) Sobald wir uns aber fragen, ob z. B. Aristoteles er selbst sein könnte, wenn er zu einer anderen Zeit gelebt hätte, werden wir unsicher: »May be it's hard to imagine how he could have lived 500 years later than he in fact did. That certainly raises at least a problem.« (Kripke, Naming S. 279) Konstante Bezeichnungen hängen untrennbar mit dem »Wesen« zusammen, sonst dürfte es keine Schwierigkeiten machen, sich Julius Cäsar als Frau vorzustellen (vgl. Rescher S. 164). Aber sie wurden doch gerade dazu eingeführt, Dinge abgesehen von ihren Eigenschaften zu bezeichnen. Haben wir, wie Kripke andeutet, die Möglichkeit, uns mit ihnen so auf Dinge zu beziehen, daß wir damit gleichzeitig ihre wesentlichen Eigenschaften implizieren (Kripke, Naming S. 272)? Die sprachphilosophische Konstruktion steckt plötzlich in der metaphysischen Frage nach dem Verhältnis eines Dinges zu seinen wesentlichen Eigenschaften.

Daß dieser Tisch oder diese Frau ein anderes »Wesen« annehmen, indem z. B. der Tisch aus Eis geformt ist und die Frau von anderen Eltern abstammt, scheint undenkbar (vgl. Kripke, Naming S. 314), obwohl das aus der konstanten Bezeichnung alleine nicht hervorgeht. Um die darin auftretende Notwendigkeit zu klären, ist das Verhältnis unseres Bezugs auf Einzeldinge zu unserer Erkenntnis der Welt, in der sie auftreten, näher zu beleuchten (vgl. Punkt c). Als Zwischenergebnis unserer Überlegungen läßt sich aber jetzt schon festhalten, daß konstante Bezeichnungen zwar erlauben, ein Ding in verschiedenen Zuständen vorzustellen, daß sie aber zur Erfassung einer Wesensänderung ungeeignet sind. Kripke behauptet auch konsequent, daß wir entweder daran festhalten müssen, daß ein Ding in allen möglichen Umständen dieses Ding sei, oder, wenn die Wesenseigenschaften mit dem ursprünglichen Ding unveränderbar sind, von vornherein ein anderes Ding meinen. Die Alternative wäre, daß angesichts wesentlicher Veränderungen die Einheit des Dinges auseinanderbricht: Julius Cäsar als Mann-Frau wäre kein Ding im gewohnten Sinne mehr. Die Frage nach

den Bedingungen, unter denen ein Ding es selber bleibt, stellt sich im gegebenen Rahmen als Frage nach seiner Identität in verschiedenen »Welten«.

c) Identität in »möglichen Welten«

Im Anschluß an konstante Bezeichnungen scheint das Identitätsproblem von Dingen leicht lösbar zu sein. Es ist eben ein und dasselbe Ding, auf das wir uns in mehreren »Welten« beziehen. Kripke fragt, warum es nicht möglich sei, die Identität eines Nixon, der die Wahlen verlor, mit dem uns bekannten Nixon von vornherein einzuplanen (Kripke, Naming S. 267). Rescher läßt wirkliche Dinge durch die Wissenschaft identifizieren und kann anschließend die Identität möglicher Dinge, die er aus jenen konstruiert, vollkommen kontrollieren (Rescher S. 64). Für Plantinga verschwindet das Problem mit der Angabe des Wesens (Plantinga S. 96 ff.). Auch Linsky verteidigt diese Konzeption (S. 114 ff.). Nach dem bisher Gesagten ist sie aber nicht so einleuchtend, wie man glauben könnte, wenn man sich nur an der Grundidee des »rigid designators« orientiert. Sein Gebrauch beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß wir uns um die Eigenschaften eines Dinges in verschiedenen Umständen nicht zu kümmern brauchen. Das trifft für Wesenseigenschaften nicht zu, da wir bei ihnen vor der Frage stehen, ob ihr Wechsel der ursprünglichen Bezeichnung den Gegenstand nimmt. Wir können uns vorstellen, daß diese Person von einem Auto angefahren wäre (Linsky S. 146 f.), was ist aber, wenn es sie getötet hätte? Besteht eine Identität zwischen einer Person und ihrer Leiche?

An diesem extremen Beispiel wird klar, daß die Einführung konstanter Bezeichnungen zum Problem des Verhältnisses eines Dinges zu seinen (wesentlichen) Eigenschaften nichts beizutragen hat, obwohl sie von einer Antwort darauf abhängt. Die »counterpart theory« von David Lewis¹⁵, gegen die sich alle zitierten Autoren einhellig abgrenzen, geht im Gegensatz zu deren Zuversicht von einer skeptischen Position aus: wie soll man wissen, ob etwas in veränderten Umständen noch dasselbe ist? D. Lewis nimmt zwischen Dingen verschiedener »Welten« nur Relationen der Ähnlichkeit an, in seinem Entwurf ist ein Ding von den Eigenschaften charakterisiert, die es in einer Welt hat, und bleibt sich nicht trotz deren Veränderung gleich. Konstante Bezeichnungen treffen dagegen eine Identität, die unter der Hand vom Gleichbleiben des Wesens bei Veränderung akzidenteller Eigenschaften gestützt wird. Sie

¹⁵ D. LEWIS: Counterpart Theory and Quantified Modal Logic in: *The Journal of Philosophy* 65 (1968), S. 113 ff. und ders.: Counterparts of Persons and Their Bodies in: *The Journal of Philosophy* 68 (1971), S. 203 ff.

lassen sich nur solange gebrauchen, bis sich etwas soweit verändert hat, daß es nicht mehr dasselbe Individuum ist. Dabei handelt es sich vielleicht um eine Grundgegebenheit unseres Gebrauchs von Eigennamen. Aber wann *ist* etwas nicht mehr es selbst, und unter welchen Bedingungen sind wir bereit, die Verwendung desselben *Namens* aufzugeben?

Die Theorie der konstanten Bezeichnungen ist auf die Trennung dieser beiden Fragen aufgebaut. Das führt zu Schwierigkeiten, die sich erst durch ihre Wiederannäherung lösen lassen. Ich werde zeigen, wie sie Kripke gegen seine ursprünglichen Absichten vollzieht. Das Resultat ist eine überraschende Neuaufgabe des Problems metaphysischer Notwendigkeit. Sie wird an zwei verschiedenen Punkten aktuell. Erstens folgt aus der Deutung von Eigennamen als »rigid designators« die Notwendigkeit von Aussagen über die Identität zweier so bezeichneter Dinge (Punkt d). Zweitens beruht die ganze Konzeption auf der Voraussetzung, daß es mit dem Gebrauch von konstanten Bezeichnungen verbundene »transzendente« Notwendigkeiten gibt (Punkt e).

d) Gattungsnamen und Identitätsurteile

Konstante Bezeichnungen, die es erlauben, etwas ohne Rücksicht auf seine Umgebung und Gegebenheitsweise festzuhalten, kann man auch verwenden, wenn man von natürlichen Gattungen spricht. »Tiger«, »Zitrone« oder »Gold« sind Ausdrücke, die, wie Putnam ausführlich zeigt¹⁶, als eine Art Eigennamen und nicht als Zusammenfassung einer Eigenschaftsmenge funktionieren. Wir beziehen uns mit ihnen auf das Charakteristische einer natürlichen Art und nicht auf verschiedene mehr oder weniger wichtige Merkmale ihrer Vertreter. Kripke ist derselben Ansicht: »Wärme« ist kein Phänomen, dem wir uns durch verschiedene Beschreibungen annähern, sondern eine physikalische Erscheinung, die wir mit einer konstanten Bezeichnung belegen (vgl. Kripke, *Identity* S. 94 f.). Durch Verallgemeinerung der »rigid designation« wird nun das Problem von Identitätsaussagen in ganzer Breite neu aufgerollt.

Die neue Perspektive gilt schon für die Eigennamen. Bei den seit Frege heftig diskutierten Aussagen vom Typus »Der Morgenstern ist der Abendstern« handelt es sich ja um eine Identifikation, die mit Hilfe zweier konstanter Bezeichnungen ausgedrückt ist. Ist die Aussage wahr, so *muß* es sich um dasselbe Ding handeln, da wir nicht umhin können, es mit jeder der beiden Bezeichnungen zu meinen. Es hat keinen Sinn, dagegen einzuwenden, der Planet Venus müsse morgens nicht an der Stelle erscheinen, an der er faktisch steht. In einer solchen Situation wäre er nicht unser Morgenstern, nicht derjenige Himmelskörper, den wir

¹⁶ Vgl. vor allem seine beiden Aufsätze in St. Schwartz, *Naming* S. 102 ff. und 119 ff.

mit diesem Ausdruck konstant bezeichnen. Ein anderer Stern hätte seinen Platz eingenommen. Die Aussage über eine solche Identität gilt, wenn überhaupt, dann notwendig. Mit diesem Schachzug hat Kripke die bequeme Aufteilung in analytische und empirische Identitätsaussagen rückgängig gemacht. Er spricht in solchen Fällen von Notwendigkeit a posteriori (vgl. Kripke, Naming S. 260, 331). Ihre Geltung ist aber nicht auf Aussagen über Dinge beschränkt, sondern erstreckt sich auf den Bereich der Gattungsnamen.

Auch »Wärme« und »Molekularbewegung« sind konstante Bezeichnungen, und wenn wir herausfinden, daß sie dasselbe bezeichnen, kann es nicht anders sein, als daß Wärme eben diese Bewegung *ist*. Wir können uns Menschen vorstellen, die Wärme anders beschreiben, und sogar einen Zustand, in dem niemand vorhanden ist, der sie feststellt. Daß aber die Wärme, die wir durch eine konstante Bezeichnung als Naturphänomen ansprechen, nicht gleichzeitig dasjenige Phänomen ist, das wir als »Molekularbewegung« bezeichnen, ist nach Kripke, sobald wir die Entdeckung ihrer Identität gemacht haben, nicht mehr vorstellbar. Worin besteht diese Notwendigkeit, die wir a posteriori gewinnen? Sie hängt mit unserem sprachlichen Verfahren zusammen: konstante Bezeichnungen sind eben so *gefaßt*, daß sie sich, im Falle ihrer Identifizierbarkeit, auf dasselbe Ding beziehen *müssen*. Sie hängt aber auch an Tatsachen: ohne empirische Untersuchung wissen wir nicht, *ob* wir Identitätsaussagen aufstellen dürfen. Diese Notwendigkeit ist a priori und a posteriori zugleich; Kant sagt dazu: synthetisch a priori. Kripke meint dasselbe; bevor ich darauf näher eingehe, ist noch anzudeuten, wie Kripke seine neue Kategorie mit dem Problem der Identität von Körper und Geist in einen überraschenden Zusammenhang gebracht hat.

Ist die Identität des Bewußtseinszustandes »Schmerz« mit einem Zustand des Nervensystems von der bisher besprochenen Art? Wenn ja, könnte man sich nicht vorstellen, daß die Nerven erregt wären, ohne daß wir Schmerz empfinden, und der Anschein, wir könnten es dennoch, ließe sich wie vorher so erklären, daß wir uns dabei in Wirklichkeit Umstände vorstellen, in denen wir Schmerzen anders beschreiben würden, wie wir auch Wärme anders als durch Rekurs auf unsere Sinnesorgane beschreiben könnten. Wir würden den Nervenzustand im Hinblick auf eine andere Bewußtseinsorganisation beschreiben, nicht als ein anderes Bewußtseinsphänomen. Kripke macht nun darauf aufmerksam, daß wir uns auf Schmerzen direkt beziehen, indem wir von unserem faktischen Bewußtseinszustand sprechen. Der Ausweg über die indirekte Beschreibung dieses Phänomens mit Hilfe von Bewußtseinszuständen ist hier nicht offen: von Schmerzen affiziert sein *heißt* Schmerz empfinden. Der Name dieser Empfindung ist eine konstante Bezeichnung für Schmerz, anders als im Fall der Wärmeempfindung. Daraus folgt, daß der Satz »Schmerzemfinden ist ein Nervenzustand«, wenn er wahr ist, eine notwendige Identität ausdrückt. Kripke hält den Vertretern der Identitätsthese vor, daß sie diese Notwendigkeit

nicht anerkennen, außerdem scheint ihm der Satz nicht wahr zu sein (vgl. Kripke, *Identity* S. 99). Wenn das möglich ist, so ist die Behauptung falsch, da sie notwendig sein muß, wenn sie zutrifft¹⁷.

e) *Notwendigkeit a posteriori und synthetisch-apriorische Urteile*

Der Hauptgrund für die angeführten Komplikationen mit konstanten Bezeichnungen besteht darin, daß zu ihrer Einführung Erkenntnistheorie von Logik und Metaphysik abgetrennt wird. Frege hatte beides zusammengebracht, indem er Ausdrücken Bedeutung und Sinn zuschrieb, »rigid designators« haben nach Kripke keinen Sinn (Kripke, *Naming* S. 327). In dieser Position werden Fragen nach unserer Erkenntnisweise zugunsten der Tatsache ausgeklammert, daß es Einzelinge und Gattungen gibt (Metaphysik), auf die konstante Bezeichnungen semantisch bezogen sind (Logik). An den Beispielen des letzten Punktes war es schon zu sehen: die Logik unseres Dingbezuges soll unabhängig von den Umständen unserer Erkenntnis gedacht werden. Obwohl wir einem Tisch aus Holz und aus Eis gegenüber in genau derselben erkenntnistheoretischen Situation sein können, kann die konstante Bezeichnung des Holztisches trotzdem nie Bezeichnung eines Tisches aus Eis werden (Kripke, *Naming* S. 332 f.). »Mögliche Welten« sind nicht dazu da, unser Erkenntnisvermögen zu erproben, es sind Konstruktionen über die Gegebenheiten eines wirklichen Zustandes hinaus. Sie dienen zur Erforschung der Logik, nicht des faktischen Funktionierens unserer Sprache.

Der Einwand liegt nahe: wie kann man Logik und Metaphysik betreiben, ohne mit einzubeziehen, wie wir das erkennen, was uns da als Wirklichkeit gegenüberstehen soll? Linsky hat mit Recht darauf hingewiesen, daß wir Sprache ohne diesen kognitiven Aspekt nicht verstehen können (Linsky S. 68)¹⁸, diese Einsicht steht auch hinter Freges Auf-

¹⁷ D. WIGGINS und R. BARCAN haben gegen diese Argumentation Bedenken angemeldet (in *Philosophy of Logic* vgl. Anm. 14). Wiggins versucht zu zeigen, daß die Notwendigkeit, die dem Satz angeblich zukommt, die Folge einer unerlaubten Manipulation mit dem Prädikat »notwendig gleich x sein« ist (S. 108). Barcan weist darauf hin, daß wir kaum präzisieren können, in welchem Sinn wir uns das Zusammenfallen dieser beiden Zustände vorstellen können oder nicht. Es hat doch wohl eine Zeit gegeben, in der man sich vorstellen konnte, Wasser wäre nicht H₂O (S. 145). KRIPKES Gedanke hat immerhin darauf hingewiesen, daß psycho-physische Zustände anderen Beschreibungsgesetzlichkeiten unterliegen als physikalische Verhältnisse. Die Kontroverse scheint mir aber auch an diesem Punkt zur Frage zu führen, woher wir die vermeintliche Notwendigkeit denn bezögen. Sie ist weder analytisch herzuleiten, noch aus der Geltung eines Naturgesetzes, das wir in diesem Fall noch gar nicht kennen, zu schließen oder zu bestreiten.

¹⁸ M. DUMMETT hat in anderem Zusammenhang energisch auf diese Tatsache hingewiesen, vgl. seine beiden Aufsätze »What is a Theory of Meaning?« I und II in S. Guttenplan (Hrsg.): *Mind and Language*, Oxford 1975, sowie in G. Evans, J. McDowell (Hrsg.): *Truth and Meaning*, Oxford 1976.

nahme von »Sinn« in die Semantik. Worin besteht der Unterschied zwischen den Sätzen »Der Morgenstern ist der Morgenstern« und »Der Morgenstern ist der Abendstern«, in denen sich der Unterschied zwischen analytischer und aposteriorischer Notwendigkeit zeigt? Er muß doch damit zusammenhängen, daß es sich im zweiten Fall um eine besondere Erkenntnisleistung handelt. Aber wie kann Kripke die darin liegende Notwendigkeit erklären, wenn er sich der Kategorie »Sinn« entledigt (vgl. Linsky S. 72 f.)? Empirisch feststellbare Notwendigkeit muß auch damit zu tun haben, daß wir sie feststellen, es kann sich nicht bloß um Notwendigkeit handeln, die aus logischen Erwägungen oder bloßen Beobachtungsdaten folgt. Die Frage nach der Möglichkeit von Notwendigkeit a priori führt zu Kant zurück.

Die »Kritik der reinen Vernunft« untersucht die Möglichkeit von Sätzen, die nicht analytisch, sondern synthetisch sind und deren Notwendigkeit man dennoch a priori denkt (vgl. B 3, 13, 17 f.). Das ist auch Kripkes Problem, obwohl seine Terminologie dagegen zu sprechen scheint. Seine »Notwendigkeit a posteriori« ist nicht bloß Notwendigkeit eines Naturgesetzes, sondern »(necessity) in the highest degree – whatever that means« (Kripke, Naming S. 304, vgl. S. 320). Was ist diese höhere Notwendigkeit? Wir können sie nur als gültig erkennen, wenn wir überlegen, unter welchen Voraussetzungen wir uns überhaupt auf Gegenstände beziehen. Die englische Königin *kann* nur ihre eigenen Eltern haben, weil das im Begriff »Person« liegt, den wir in jedem Bezug auf sie schon implizieren; Katzen *müssen* einen gewissen genetischen Aufbau zeigen, weil wir sie als Tiere ansprechen. »One can only become convinced of this by reflection on how you would describe this situation.« (Kripke, Naming S. 313) Für die Beispiele vom Tisch über die Wärme bis zu Katzen, Tigern und Menschen gilt überall: die Notwendigkeit gewisser Erkenntnisse über sie beruht darauf, daß sie uns nicht isoliert, sondern im Rahmen eines umfassenderen Begriffssystems gegeben sind, das über die Logik der konstanten Bezeichnungen hinausreicht und gleichzeitig in sie hineinwirkt. Die Reflexion darauf kann entdecken, daß die Gesetze, die wir für Einzeldinge und Gattungen beobachten, untrennbar von denen sind, die wir in ihre Erkenntnis investieren.

Zwei einschränkende Bemerkungen sind nötig. Kripke versucht keine geordnete Analyse der Möglichkeiten unseres Erkenntnisvermögens in der Nachfolge Kants. Ich wollte nur hervorheben, daß er von der Sprachanalyse her das Problem synthetisch-apriorischer Urteile wieder gefunden hat. Warum spricht er dann statt dessen von Notwendigkeit a posteriori? Das scheint mir daran zu liegen, daß er kaum zwischen »analytisch« und »a priori« unterscheidet (vgl. Kripke, Naming S. 330) und gleichzeitig gegen die sprachphilosophische Doktrin auftreten will, daß es nur analytische Notwendigkeit gäbe. Zur Unterschei-

derung von »analytisch«, das für ihn fast wie »a priori« ist, greift er zu »aposteriori«, was aber nicht heißt, daß es sich um erfahrungswissenschaftliche »Notwendigkeit« handelt. Kripke sagt über Identitätsurteile: »One does know a priori, by philosophical analysis, that if such an identity statement is true it is necessarily true.« (Kripke, Naming S. 311) Hier ist die Kantische Problematik auch terminologisch getroffen: die Identität muß uns empirisch (synthetisch) gegeben sein, aber daß sie dann notwendig wahr ist, liegt a priori, d. h. vor dem Erfahrungsgebrauch, in unserem Sprachapparat, wie wir durch philosophische Analyse feststellen können. Damit erweisen sich Notwendigkeiten a posteriori, die vom wesentlichen Zusammenhang unserer Erfahrungswelt handeln, als ein Problem, durch das die von konstanten Bezeichnungen ausgehende Sprachanalyse an die traditionelle Metaphysik der Erfahrung grenzt.

III. Methode

Verdienen die Gedankengänge, die ich skizziert habe, den Namen »Metaphysik«, den sie sich teilweise selber zulegen? Einen klassischen Metaphysiker werden sie kaum zufriedenstellen. Das Wesen ist für ihn sicher keine Summe von Eigenschaften, das Ding hat sein Wesen nicht wie Eigenschaften, die Welt ist keine Ansammlung von Sachverhalten, und Möglichkeit gründet auf anderem als auf Wahrheit in einer vorstellbaren Welt. Die Liste der Unvereinbarkeiten ließe sich lange fortsetzen. Umgekehrt erfüllen die referierten Überlegungen offenbar metaphysische Funktion. So unangemessen man die Verwendung von formaler Logik, Mengenlehre und Linguistik auch findet, man wird doch zugeben müssen, daß es um die Erforschung der sprachlichen und ontologischen Voraussetzungen unserer alltäglichen und wissenschaftlichen Erkenntnis geht. Und wenn sie auch als schwer durchschaubares Gemisch von Formalismen, Hermeneutik und Empirie erscheint, wird man doch bedenken müssen, daß Ähnliches – mutatis mutandis – von den klassischen Vorbildern gilt. Hier müßte ein Theorievergleich anknüpfen. Statt so etwas zu versuchen, mache ich mir zum Schluß einige Gedanken über den vorliegenden Typus von Theorie.

Die Semantik »möglicher Welten« begünstigt die Phantasie. Sie ist das Reich blauer Zitronen, eleganter Kröten und ausgedachter Filme, in denen man sieht, wer man in 20 Jahren ist¹⁹. Der althergebrachte szientifische Ernst ist durchbrochen, die Untersuchung der Logik der Modalitäten entwirft eine Vielzahl kontrafaktischer Beispiele, an denen wir Theorien des Sprachverständnisses testen. Sie ist in doppeltem Sinn eine philosophische Alternativbewegung. Gegen eingefahren

¹⁹ Die Beispiele stammen der Reihe nach aus den zitierten Aufsätzen PUTNAMs, aus W. K. GOOSENS, *Underlying Trait Terms* in: SCHWARTZ, *Naming*, S. 146 ff. und aus I. HACKINGS Diskussionsbeitrag zu Wiggings Referat in: St. Körner (Hrsg.): *Philosophy of Logic*, S. 147 ff.

gangswesen aus der Frühzeit der logischen Sprachanalyse setzt sie »natürlichere« Alternativmodelle, und die beruhen gerade auf der Methode, sich zu einem fixierten Sachverhalt Alternativen einfallen zu lassen. Sie lockert den starren Zusammenhang auf, in dem uns die formale Logik unter Berufung auf das Exaktheitsideal diktiert, was wir sagen können, was wir uns vorstellen können und was sein kann. Sie läßt uns die Logik unserer Sprache besser verstehen, baut auf die Wissenschaft, arbeitet mit Alternativen und richtet sich nach unserer Intuition. Kann man sich überhaupt etwas Besseres wünschen?

Die Alternative zur Alternative ist die Zerstörung. Was spricht für sie? An der Semantik »möglicher Welten« als einer Alternativbewegung kann man aussetzen, daß sie die methodischen Grundvoraussetzungen des logischen Atomismus nicht beseitigt, sondern bloß in den Hintergrund drängt. Hinter den Kulissen der fruchtbaren Begegnung zwischen Logik und Hermeneutik steckt als harter Kern ein Formelsystem, es wird nur mittlerweile besser vermarktet. Das gelingt, weil der Formalismus seinerseits nach dem Muster der Metaphysik, deren systematischer Raum mit seiner Hilfe wieder ausgefüllt wird, konstruiert ist. Modelltheorie, die in dieser Richtung am weitesten fortgeschrittene Disziplin der Logik, arbeitet mit »Sprache«, »Welten« und einer dazwischen vermittelnden »Interpretation«. Durch diesen Aufbau ist sie mit der Metaphysik, sofern sie den Zusammenhang von Sprache und Welt in jeder Erkenntnis erforscht, strukturell verträglich. Die Übereinkunft besteht darin, daß Metaphysik wie Modelltheorie sich des Schemas der Darstellung von Wirklichkeit bedienen. Ein Wort trifft eine Sache, Erkenntnis repräsentiert Welt, Ausdrücke bezeichnen etwas in der Modellstruktur. Synthetisch-apriorische Sätze sind Schlüsselstellen in solchen Darstellungsverhältnissen, weil sich in ihnen die Gesetzmäßigkeiten der Darstellung und des Dargestellten vermischen. Darum habe ich die Wiedergewinnung dieses Problems durch Kripke als Höhepunkt der Annäherung von Sprachanalyse und Metaphysik hingestellt. Gleichzeitig ist an diesem Punkt der Übergang von der Alternative zur Zerstörung möglich: durch Aufgabe eines solchen Repräsentationsmodells als einer Grundlage der Philosophie. Was dann geschieht, ist weitgehend unerforscht. Eine Perspektive wäre: Umschlag der Philosophie von einer Theorie über Möglichkeiten zu einer Theorie, die Möglichkeiten schafft. Philosophie würde die Verantwortung für ihre Untersuchungsgegenstände selbst in die Hand nehmen. Dagegen erinnert die Semantik »möglicher Welten« an die altertümlich wiederaufgebaute Fassade eines Fachwerkhäuses, hinter der sich ein Supermarkt verbirgt.